

Eine Gebirgs-Batterie bezieht Stellung

Autor(en): **Schaffner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Burg „Fragmirnichtnach“.

Wo weiß die Landquart durch die Tannen schäumt,
Irrt' unbekümmert ich um Weg und Zeit,
Da stand ein grauer Turm, wie hingeträumt
In ungebrochne Waldeseinsamkeit. [Schloß?“
Ich sah mich um und frug: „Wie heißt das
Ein bucklig Mütterlein, das Kräuter brach;
Da murrte sie, die jedes Wort verdroß:
„Fragmirnichtnach.“

Ich schritt hinan; im Hof ein Brunnlein scholl,
Durch den verwachsenen Torweg drang ich ein,
Ein dünnes kühles Rieseln überquoll
Auf einer Gruft den schwarzbemoosten Stein.
Ich beugte mich nach des Verschollnen Spur,
Entziffernd, was des Steines Inschrift sprach,
Nicht Zahl, nicht Namen — ein Begehren nur:
Frag' mir nicht nach!

Conrad Ferdinand Meyer.

Eine Gebirgs-Batterie bezieht Stellung.

Eine Gebirgsbatterie hat vom Festungskommando den Befehl erhalten, neue Stellungen in 2000 Meter Höhe auf einem exponierten Felsgrat zu beziehen. In sechsstündigem Marsch erreicht die Batterie die Alp Ipsilon, wo 1800 Meter hoch Quartier erstellt werden muß. Zwei Infanterie-Kompagnien sind bereits da und teilen sich mit den Artilleristen in die kargen Verhältnisse. Eine Brunnenröhre befriedigt die Verpflegungs- und Reinigungsbedürfnisse für dreihundert Mann. Die Viehstallungen werden zu primitiven Kantonementen, durch Kerzenlaternen notdürftig erhellt. Kalt ist's da oben am Rande der Schneeregion. Und nun fällt gar noch Neuschnee, Junischnee. Die Marschschuhe kommen nicht mehr aus der Kasse heraus; sie werden täglich kleiner.

Der Grat muß so rasch wie möglich bearbeitet werden. Von der Unterkunftshütte aus in einer Stunde erreichbar, öffnet sich an vier bestimmten Stellen die Erdoberfläche. Eine Menge Rasenziegel wird ausgehoben. Der Telephonzug erstellt eine Leitung — die Schießleitung — vom Stellungengebiet zum Kommandoposten, der auf einem noch höheren Grat eingerichtet wird. Die „Spritzen“ — Kanonen — werden von vierzig Händen über Hänge und Rämme geschleppt, wo kein Pferd mehr Platz findet. Und dann beginnt die Maulwurfsarbeit. Langsam versinken die Geschütze im harten Gestein. Wohnliche Felsnester bilden in einförmiger Oberfläche die engere Kriegsbereitschaft unserer Batterie — zuletzt sorgfältig getarnt. Vom Talboden führen drei primitiv installierte Seilbahnen Munition, Bretter, Proviant und allerlei Baumaterial bis zu einer gewissen Höhe. Dort beladen willige Soldaten ihre Schultern und „fugen“ den Ballast weiter über festen und sumpfigen Grund, vielmehr

eine teigige Masse aus Dreck und schmelzendem Schnee, in die man knietief versinken kann.

Auf der Alp Ipsilon entsteht unter Mithilfe geübter Handwerker langsam ein heimeliges feldgraues Dorf. Der engste dunkle Raum, die sogenannte „Katakombe“ — eigentlich der Schweinestall — entwickelt sich zur Gebirgskantine, die beim Petrollicht unter der Macht der Gewohnheit sogar gemütliche Stimmungen aufkommen läßt — nur vorübergehend allerdings, denn draußen auf dem Tränkeplatz rütteln die eifrigen Radionachrichten aus der Ruhe des stillen Alltags. Zwar ist die erhöhte Alarmbereitschaft aufgehoben. Unsere Stellungen sind perfekt. Weitere Verbesserungen sind im Gange.

Die Enziane auf dem grünen Rasen künden den Bergfrühling. Bald wollen friedliche Herden da oben weiden und die kriegerischen Menschenhaufen vertreiben. Bis dahin sollen die vorgesehenen Unterkunftsbaracken erstellt und bezogen werden. „Vielleicht sind wir dann auch wieder entlassen,“ taucht schüchtern die Vermutung dazwischen. Aber kein Kamerad wagt ernsthaft an diese Möglichkeit zu glauben. Und wie wäre es mit einem kurzen Urlaub? Ein abgedroschener Begriff bei den Grenztruppen — eigentlich ein häßliches Wort voll falscher Illusionen! Es gab Tage, wo gute Kameraden in Zorn gerieten, wenn sie es hörten.

Schließlich fühlen wir uns relativ wohl in der friedlichen Höhenluft, beim grenzenlosen Appetit, und möchten trotz vielen Entbehrungen nicht tauschen mit dem unruhigen Leben im Unterland. Und doch stehlen sich die Gedanken immer wieder hinab in die vielen kleinen und großen Sorgen und Nöte der verlassenen Existenz, die ja irgendwann und irgendwie wieder aufgenommen wer-

den muß — wenn nicht ein gewaltfames hereinbrechen sollte. Ach, in jenen verlassenen, grauen Sorgen des Alltags liegen eben auch — Freuden.

Die Diskussionen der Kanoniere bewegen sich von Tankangriffsproblemen über Fallschirmtruppenkämpfe zu uferlosen Theorien über Neutralität und Charakter — mit echt schweizerischer Weitherzigkeit.

Vor dem dampfenden „Spaz“ verstummt die

Nachbarschaft.

hungrige Seele in stoischem Gleichmut. Geduldig streckt der sonnverbrannte Arm die Gamelle hin. Der gute Eugen, unser H.D.-Küchenvater, häuft gönnerhaft eine Riesenportion auf die andere. Bombenangriffe und Flak sind irgendwo hinter dem besseren Gegenwartsgefühl begraben. In metallener Glanze schillert ein Alpendohlenpaar vorüber. Mir ist, es wolle mir künden: „Wir leben, und ihr sollt auch leben.“

Max Schaffner.

Gute Nachbarschaft.

Aus dem Holländischen von A. Angst.

Sind wir und die unsrigen in gegenwärtiger Zeit noch gute Nachbarn? Unsere Vorfahren mußten es wohl gewesen sein, sonst hätte das Sprichwort: „Ein guter Nachbar ist besser als ein ferner Freund“, ja keine Berechtigung gehabt. Jetzt grüßt man sich, man plaudert vielleicht auch mal ein wenig über den Gartenzaun und kommt etwa zum Teetrinken zusammen. Die Fälle aber, da man sich nicht kennt, oder kennen will, sind viel zahlreicher. Das bringt das Großstadtleben eben mit sich.

In jener Zeit, wo Kolonisten auszogen, um sich in der Ferne, in kaum bekannten Gegenden niederzulassen, war die gute Nachbarschaft nicht bloße Formalität. Eine Familie, die ungefähr in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts irgendwo in Kanada oder in Australien eine Farm zu bebauen anfing, hätte das Leben dort wohl kaum ausgehalten ohne gute Nachbarn, die ihnen beistanden im Kampf um Einsamkeit, schlechte Ernten, Dürre und Kälte. In Krankheitsfällen sah man sich ganz aufeinander angewiesen, weil keine Ärzte da waren, die zu Hilfe hätten eilen können. Geschäfte gab es weit und breit keine, so mußten eben die gegenseitigen Proviantkammern den Mangel ersetzen.

Wollte ein junger Mann sich verheiraten und ein Häuschen bauen, so gelangte er zwecks Erstellung wiederum an gute Nachbarn, die ihm ohne weiteres ihre freie Zeit schenkten, Bäume fällten, Stämme zersägten, kurz, — ihm beim Bau des Blockhauses mit all ihren Kräften beistanden. Junge Mädchen und Frauen halfen dem Bräutchen die Betten aus lange aufgehäuften Gänsefedern bereiten, und den Schluß des Tages

krönte ein allgemeines festliches Essen, zu dem jedes etwas mitbrachte. Die Frauen von dazumal waren durchgängig famose Köchinnen und Bäckerinnen, welche es verstanden, aus wenig viel zu machen.

Gab es einmal auf der Farm extra viel Arbeit, so half man einander in uneigennütziger, selbstverständlicher Weise, zum Beispiel beim Hereinholen und Dreschen des Getreides. Die Frauen legten zusammen ihre Wintervorräte an, füllten Töpfe mit eingekochten Früchten und Gemüse. Die vielen Hände machten die Arbeit leicht und angenehm. Kam es einmal vor, daß ein Wiesel, nachdem es einen unterirdischen Gang gegraben, sich aus dem Hühnerverschlag ein paar Tiere holte und totbiß, gleich erschienen andern Tags die guten Nachbarn, jeder mit einem Huhn aus dem eigenen Gehöft, um den armen Beraubten zu entschädigen.

Lag ein Kind krank, konnte man sicher sein, daß die Botschaft an diejenigen weitergegeben wurde, die am meisten von der Krankenbehandlung verstanden. Im Notfall kam so ein Mann oder eine Frau oft meilenweit durch Sturm und Schnee, um zu helfen, soviel sie helfen konnten. Und alles geschah mit der größten Selbstverständlichkeit, auf Dank rechnete niemand. — Wie anders heute! Wir glauben so oft, die kleinste erwiesene Gefälligkeit irgendwie „belohnen“ zu müssen! — Ist das wohl einer der Gründe, daß von der echten, alten Nachbar-Freundschaft so wenig übrigblieb, oder ist unser modernes Leben derart leicht und bequem geworden, daß wir einander gar nicht mehr nötig haben? — — —